

5. August.

Da habe ich nun zwischen Wald und Meer: in meinem grüngrüngrünen Häuschen! O, es ist nichts köstlicher, als von Morgenluft und Morgenlicht geweckt zu werden. O, es ist nichts köstlicher, als Sommerluft und Sommerluft zu atmen und jung und glücklich zu werden durch die herrliche Gotesnatur. Wie arm, wie traurig, wie düster bist Du, ferne Großstadt!

6. August.

Meine Umgebung hat sich etwas verändert. Mein biederer Hauswirth hat nach eine Pensionärin ins Haus genommen. Alle Hütlein sind schon besetzt — und eine Kranke heißt keiner gern willkommen.

Ihr Vater hat sie hergebracht, der sieht fast so blaß aus wie das Mädchen. Der Wächter schenkt ihm von seinem Kind sehr schwer zu werden. „Daß Du Dich gut erholst, meine Anne-Marie,“ hat er viele Mal gesagt, „rothe Wangen sollst Du haben, wenn ich Dich holen kann, und lustig sollst Du sein!“

„Lustig und ganz gesund!“ sagt sie mit großen, nasen Augen, „ganz gesund — leß wohl, Vater, leß wohl!“

Ich bin diesen Tag in ganz eigener Stimmung. Ich hab' mir just alle jungen Menschen so gesund und glücklich gedacht wie mich selbst. Das arme Mädchen soll's auch bald werden, wenn sie diese reine Luft und diesen Frieden athmet. Ich will ihr alle schönsten Wege und Blüthen zeigen, ich will sie auf dem Wasser rudern, ich will ihr fröhliche Geschichten erzählen. O, sie soll bald lustig werden, und einen lustigen Kameraden kann ich hier brauchen, seit der Wilhelm fort ist.

7. August.

Mit den guten Vorsätzen bin ich eingeschlafen, und heute hab' ich gar nicht geküßt, wie ich mich ihr nähern sollte. In der Stadt, auf den großen Gesellschaften ist mir's immer so leicht gewesen bei den vornehmen, schönen Damen.

Ste ist Vormittag hinausgegangen mit der Hängematte und hat sich ein Plätzchen gesucht. Ich bin in der Nähe herumgeschlichen, und als ich denke, daß sie zurückgehen wird, komme ich und frage, ob ich ihr Tuch und Matte tragen dürfe. Sie hat mich dankbar angesehen.

Sie geht ein wenig geküßt, und ich sage ihr, das wäre nicht genug. Da lächelt sie und neigt den Kopf zurück. Sie hat so schönes, dunkles Haar, daß ich denke, die schweren Fledern im Nacken könnten ihr immer so zurückneigen, das steht bei ihr gar so lieb aus.

8. August.

Da hat der liebe Gott heut einen Tag aufgehen lassen, um uns Erdenskindern das Herz zu bezaubern. Fast alle Sommerfröde des Dörfchens haben beschlossen, einen gemeinsamen Gang nach dem Lerchenberg zu machen; der liegt zwanzig Minuten von uns entfernt. Das ist ein herrlichstbewaldeter, weiter Hügel, welcher sein Haupt stolz emporreckt über die Wälder und Wiesen und einen herrlichen Rundblick gewährt. Dort weht die Luft so rein und sonnig, und man vernimmt nichts als ein paar ferne Vogelstimmen, aber im Frühling ist sie erfüllt von endlosem Lerchenjubel, und wer sich alsdann da droben ins Kraut wirft, der fühlte und hört nichts als Licht und Gesang.

Wie es wohl zugehen mag, ich bin nicht von ihrer Seite gewichen den ganzen Tag. Wir sind ein wenig zurückgeblieben von der Menge, welche den Hügel erklimmt. Wir gehen ganz langsam und genießen Wunder um Wunder.

O, sie versteht die Natur besser als ich. Ich kenne doch hier alles, und heute ist es mir, als wandelte ich diese Pfad zum ersten Mal. Sie spricht ganz leise, und mein Ohr trinkt den Schall ihrer Worte und das Geflüster des Waldes, und beides tönt mir zum Herzen, wie neue, wunderfelige Musik. Schon schauen wir über das Dörfchen und die grünen Wälder hinaus; immer weiter, immer reicher entzückt sich rings die Landschaft unserm entzückten Blick.

„O wie schön!“ sagt sie und bleibt mit gefalteten Händen stehen. Ich sehe ihr ins Gesicht. Die Sonne spielt darauf, und ihre Augen leuchten, sie leuchten so eigen — und sie athmet schnell. Sie steht ganz verklärt, und ich sehe sie an und folge wieder ihrem Blick und sehe die Sonne funkeln auf dem Grün der Bäume, dem blühenden Heidekraut und dem Wasser, das fern drunten durch die Büsche blüht. Alles ist getaucht in Sonne, Sonne; alles funkelt und glüht und duftet in atemloser, heiliger Stille.

So hab' ich niemals auf dem Lerchenberg gestanden, und es ist mir, als ob die ganze Welt betet und sie und ich stünden allein auf der weiten, weiten Erde und beteten mit.

Ich sehe sie wieder an, und ihre Wimpern sind naß und ihre Wangen — und ich hab' ihre Hand genommen, und wir sind heimlich so hinunter gegangen, ohne den Anderen zu begegnen — und ihre Hand hat gezittert, und sie hat mich nimmer angesehen.

9. August.

Ich weiß nicht, warum sie nicht auf mich gewartet, ich hätte sie doch so gern begleitet. Ich hab' sie überall gesucht und nicht gefunden. Da habe ich mir

das Boot losgebunden und bin allein hinaus gerudert, bis drüben unter die Bösung; da hab' ich's an einem Baumstamm befestigt und hab' mich quer auf eine Bank gestreckt, und das Boot hat leise geschaukelt, wie über mir die niederhängenden Erlenzweige. Ich habe zwischen den grünen Blättern hindurch geschaut in den wolkenlosen Himmel und habe kindisches Zeug gedacht; hab' mir Luftschlöffer gebaut, und der leise Wind, der über die Wellen tanzt, hat sie umgeweht, aber immer neue und schönere gauteln mir vor, und aus allen schaut ein liebes, blaßes Mädchen anlich mit dunklen Fledern im Nacken und winkt mir zu. Aber ich hab's nicht lange ausgehalten und bin zurückgerudert. — Sie ist noch nicht da, und ich weiß nicht, wo sie bleibt.

Ich sehe mich vor unser Haus und sehe eine Weile auf die Straße — aber sie kommt nicht.

Es dauert nicht mehr lange bis Abend, die Bäume werfen schon lange Schatten auf den Weg. Mir ist unruhig zu Muth, und ich gehe wieder dem Walde zu. Wohin ist sie nun gegangen? Es wird ihr doch nichts zugefallen sein? Und in meiner ängstlichen Vermuthung und Besorgniß empfinde ich es als grausame Qual, die Stelle nicht augenblicklich ahnen und erreichen zu können, um ihr zu helfen.

Da kommen zwei Dorfkiner, jedes mit einem Körbchen rother Beeren am Arm, mir entgegen und wollen mit scheinem Gruß vorüber. Ich halte sie an und frage, ob sie nicht im Walde irgendwo einem Fräulein begegnet seien.

Die Kinder nickten. Ja, da drüben, wo der Weg hinunter biegt nach der Wintelschneise, hätte ein Fräulein sie gefragt, wo es zurückginge nach N., sie hätte den Weg verfehlt. Sie ist sehr müde gewesen und mit den Kindern gegangen bis zu dem Bänkchen dort am Teich — weiter hätte sie nicht gekonnt.

Bei dem Bänkchen bin ich bald gewesen. Da sitzt sie, die Arme auf die Kniee gestützt und das Gesicht in den Händen. „Fräulein Anne-Marie!“ sage ich. Nun richtet sie sich erschreckt auf, und ich sehe mich an ihre Seite. Die Sonne geht hinter den Wipfeln unter und wirft ihre letzten rothen Strahlen zitternd auf den Teich. Und immer röther und goldener färbt sich das Wasser, und immer röther und goldener wird der Himmel, und zahllos glühende Flämmchen tanzen umher, umflackern uns umhät, huschen durchs Geäst und verlöschen dann in der feuchten Abendluft.

Des Himmels Auge ist erloschen, aber ein Paar andere, mildere schauen mich wieder an. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl bewegt meine Seele. Ich möchte sie fragen und öffne doch nur den Mund, um ihn stumm wieder zu schließen — warum auch fragen? Sie ist ja wieder bei mir, und es ist mir, als würde sie nun immer bei mir sein, immer — und ich würde sie nie wieder vermissen.

Ich neige mich zu ihr nieder und streiche ganz, ganz leise ihr Haar; ein süßes, inniges Lächeln blüht um ihren Mund. Sie sieht sehr blaß und übermüdet aus, aber ihre Augen glänzen mir entgegen wie gestern. Ich sehe so gern in diesen Glanz, aber es jitzt! etwas darin, was mich so eigen berührt. Ich fühle, daß ich es ahne, daß ich es weiß, was es ist, aber ich will es nicht ahnen, ich will es nicht wissen, — heute nicht, auch später nicht — sie ist ja bei mir, und ich bin so glücklich.

Ich nehme ihre Hand und geleite sie langsam nach Hause. Das Abendbleichen ist der ersten Dämmerung gewichen, sie umflingelt weich und gärtlich jeden Baum, jeden Strauch; sie breitet sich über das Wasser, sie erfüllt die Luft.

Jetzt sage ich ihr, daß ich sie überall gesucht hätte, und daß ich für sie fürchte, wenn sie allein ginge; sie dürfe es nie wieder thun, ganz gewiß nicht, ich möchte sie ja so gern überall behüten und beschützen! Sie neigt leise das Antlitz, und der Abendstern und die ersten Lichter des Dörfchens werfen ihren Schein spiegelnd ins Wasser.

„Morgen Abend müssen wir Bootfahren,“ rufe ich aus, „wenn die Sterne aufgehen und der Mond emporsteigt!“

„Morgen Abend, ja morgen Abend!“ flüstert sie.

10. August.

Aus dem Bootfahren ist nichts geworden. Heute Abend haben sie den Arzt für Anne-Marie geholt. Mein Gott, so schlimm steht es mit ihr? Ich habe lange bei seinem Wagen gestanden und auf seine Rückkehr gewartet, um ihn zu befragen, aber Wirth und Wirthin kamen mit ihm, und ich brachte kein Wortchen heraus, sondern schlich mich fort, das Wasser entlang, weiter, weiter, hinaus in die Felder.

11. August.

Unsere Wirthin sagt mir heute Morgen, daß ich schlecht aussehe. Ich habe nicht geschlafen diese Nacht, daher wird's sein.

Ich frage, wie es Anne-Marie geht und was der Arzt gesagt hat, und sie sängt an zu reden, und ich wende das Gesicht ab, damit sie es nicht sehen soll, weil mir's trüb wird vor den Augen.

Es stände gar nicht so schlimm mit dem Fräulein, sagt sie. Heute Nachmittag dürfte sie schon aufstehen und morgen wieder bis in den Garten gehen. Sie hätte manchmal solche Zufälle auch zu Hause — die gingen immer bald vorüber. Aber übermorgen, hätte der Arzt gesagt, solle sie ihr Va-

ter holen — es wäre doch besser, wenn sie zu Hause wäre — man könne manchmal doch nicht wissen — Da wende ich mich um und sehe, wie die Frau mit dem Schürzenzipfel nach den Augen fahrt.

12. August.

Wie das da draußen heut' funkelt und duftet! Der gestrige Gewitterregen hat alles erfrischt und verjüngt. Ich hab' einen weiten Morgenspaziergang gemacht, und in der Seele ist mir's wieder leicht geworden, eine stille, freudige Hoffnung erfüllt mein ganzes Wesen.

Als ich zurückkomme, steht unsere Wirthin schon vor der Thüre, als hätte sie auf mich gewartet. Anne-Marie wäre schon in den Garten gebracht, und ich möchte zu ihr gehen, sie selbst hätte darum gebeten. „Aber hübsch ruhig sein und nicht viel plappern!“ fügt die besorgte Frau nochmals hinzu.

Ich gehe in den Garten; mich dünkt's, eine Eingebildete bin ich gegangen. Ein seltsam Gefühl hat mir's Herz schlagen lassen, so heftig, daß ich oft habe stehen bleiben müssen.

Sie ruht im Schatten der Bäume in einem Armstuhl und streckt mir ihre Hände entgegen; sie sind heiß, und ich habe sie lange gehalten und ihr ins Gesicht geschaut. Sie trägt heute rothe Rosen auf den sonst so blaffen Wangen, und ihr Mund zuckt in schmerzlichem Lächeln.

„Ich möchte Ihnen heute schon Lebewohl sagen!“ sagt sie mit leise zitternder Stimme und gesenkten Augen. „Morgen früh gehe ich für immer fort von hier —“

„Anne-Marie!“ widerholt sie, „und Gott möge Sie beschützen ein glückliches Leben lang! — Leben Sie wohl, für immer, immer — wir werden uns nicht mehr wiedersehen — in diesem Leben!“

Da fahrt es mich wieder wie ein wilder Sturm, und ich drück' ihre Hände, daß es sie wohl grauam geschnitten hat, und rufe in der Angst meiner Seele, „Ich laß' Dich nicht!“

„Ich hab' mich vor die ins Gras geworfen und ihre Kniee umkommert — und hab' wieder ihre zitternden Hände gefaßt.“ O Anne-Marie, Du darfst nicht gehen — es ist so einfach ohne Dich — und ohne Dich ist kein Leben — Anne-Marie!“

Da steht sie mich an, so groß, so klar, daß ich mich meines Bangens schäme, ein nie gekanntes Gefühl bemächtigt sich meiner wie eine feine Erlösung, und ich schluche und weine in ihrem Schooß. Da spüre ich ihre Hand auf meinem Haupte und sehe wieder zu ihr auf unter Thränen. Ihre Augen sind auch naß, und ihr ganzes Antlitz ist verklärt.

So sehen wir uns an, lange, lange, und ich fühle, daß ich Dich nie verlieren werde, daß Du ewig sein wirst, Anne-Marie, und ich werde unsterblich sein mit Dir! Deine Hand ruht auf meinem Haupt, Du gibst mir den Segen der Ehigheit! — Du willst fortgehen, Du willst sterben? — O Anne-Marie, wie kannst Du sterben? — Dem Tode gehört das Vergänglichste, aber ich liebe Dich ewig! Anne-Marie! So, Deine Stirn will ich küßen ein einziges Mal, daß Du mein gebestest. — Sieh mich noch einmal an, Anne-Marie! Ach, diese Augen wollen sie zurückdrücken und begraben? Sie werden mich doch anschauen immerdar — Anne-Marie! — Scheiden willst Du von mir — schon heute? Du wirst mich doch niemals verlassen — niemals — niemals! —

Ich klappe das Büchlein zu. Zu Küßen zittern die Wellen im Sonnenlicht, und von drüben winkt das alte Wirthshaus aus grünen Büschen herüber. Dort ist es gemessen. Ich hübe den Kopf in die Hand, das Wasser rauscht leise herauf, und der Wind schwirrt durchs Laubdach — niemals! — niemals!

Ein Millionär.

Stizze aus Schottland von T. Bergmüller.

Der schöne Valentia neigte sich seinem Ende zu. Die Arbeiter der Fabrik gingen nach Hause. Zeems White, der Schmied, schritt mit seiner Schnupftabakspfeife die Bruckstraße entlang. Da begegnete ihm der Schuhmacher Andrew Willor, ein dicker, gutmüthiger kleiner Mann.

Na, Zeems, der Regenschauer hat das Gras ein wenig erfrischt, sagte Willor. So ist's, Andrew! Und die beiden stützten ihre Ellbogen auf die grüne Fläche. Sie waren die besten Freunde und zugleich die bittersten Gegner. Der Schuhmacher war so demokratisch gesinnt, wie es nur ein Schuster sein kann, und der Schmied als Vertheiliger des Gezehes und der Ordnung war ein Konservativer vom reinsten Wasser.

Es war schwer zu sagen, worüber sie sich nicht gestritten hätten. Und doch, pflegte Andrew Willor zu sagen, ist kein so großer Unterschied zwischen Zeems White und mir: er besaß die Hüde der Pferde und ich besaß die der Esel. Wir sind nicht so weit auseinander, wie man denken sollte.

Zeems hakte seine Schnupftabakspfeife in die Tasche, denn er hörte einen Schrei und bemerkte einen etwas unzuverlässigen Anhänger seiner eigenen politischen Grundsätze. Guten Tag, Saunders, redete er den neu Hinzukommenden an, einen buckligen kleinen

Mann mit scharfen, hellen Augen und Baden, so roth wie ein Apfel. Guten Tag, Schmied; der Regen kam ganz zur rechten Zeit und wenn wir jetzt warmes Wetter bekommen, so werden wir bald mähen können.

Seht mal, Andrew, sagte der Schmied und streckte seinen Arm nach Osten hin aus, da kommt ein Anhängiger eures neuen Allgemeinen Wahlrechts den Weg herunter. Ohne Zweifel seid ihr stolz auf diesen Zuwachs zu der Wählerrolle.

Die Verlockung war zu groß für den Schmied, als daß er hätte widerstehen können. Erst gestern hatten die zwei über den ersten Punkt der Verfassung, das allgemeine Wahlrecht, gestritten, und nun, als Jamie Will den Weg entlang gehint kam, dachte der Schmied, er dürfe sich diese günstige Gelegenheit zu einem kleinen Seitenhieb nicht entgehen lassen, indem er den armen schwachfüßigen Menschen als typisches Bild der neuen Partei bezeichnete.

Der Schuhmacher sagte: Ach, das ist ja der lahme Jamie Will, der gute Junge. Ihr mochtet mir schon Angst, Zeems. Ich glaube, es wäre der flüchtige, betrunkenen Kerl, der Wächter Zeems, ein großer Schurke und bekannter Konservativer. Jamie ist wenigstens ehrlich und gutmüthig, der arme Kerl!

Wenn ihr die Regierung des Landes bisshinigen Menschen anvertrauen wollt, so könnt ihr Jamie gern haben. Jamie ist wirklich nicht ganz richtig, sagte Saunders.

Ach, Saunders, wenn man alles ganz genau wüßte, so würden wir schließlich alle verdreht sein. Besonders die Demokraten, fügte der Schmied hinzu.

Jamie Will war mit seinem verkrüppelten Fuß bis in die Nähe der Gruppe herangehinkt. Na, bist du wieder angelangt? fragte Saunders Hill.

Ja wohl, Saunders, ja wohl! Jamie, ein magerer, blaßer Mann in abgetragenen Kleidern, an dem alles die bitterste Armut kennzeichnete, ließ die Hände auf seinem Stoch ruhen und setzte seinen lahmen Fuß auf den Bürgersteig, während der andere in der Rinne steckte. Es war dies die Stellung, die ihm am meisten Erleichterung verschaffte.

Na, Leute, sagte er, indem er den Schmied und den Schuhmacher ansah, beklagt ihr immer noch Mangel an Verstand in der Welt?

Nein, Jamie, sagte der Schmied, wir ärgern uns über den Mangel an Geld. Mit dem Verstand, den wir haben, könnten wir schon auskommen. Nicht jeder sieht so im Reichthum wie ihr! Ich könnte sehr gut etwas von eurem Geld gebrauchen.

Wie ging es dir in Dundee, Jamie? fragte Saunders Hill. Ausgezeichnet gut, ganz ausgezeichnet!

Was sagen sie dir dort? O, der Bankier meinte, daß er nicht Geld und Papier genug für mein Geld in der Bank hätte, und er gab mir einen Sailling, daß ich wieder nach Hause kommen konnte.

Ich muß mich über dich wundern, sagte der Schuhmacher höflich. Du weißt sehr gut, daß dein Geld nur ein Haufen morischer Steine ist, Schwefelkies und dergleichen. Und Saunders, der ist noch schlimmer als du, weil er dich in deinem Glauben bestärkt! Wann werdet ihr Vernunft annehmen?

Ihr bleibt doch immer dieselbe, Andrew, sagte Jamie lächelnd. Wann werdet ihr euer Vernunft annehmen? Mein Geld ist alle Tage besser als euer Sozialismus. Da sieht und weißt ihr für ein paar Pfennige an einem alten Schuh herum, und ich bringe in einem Vermittler eine Million in einem Klumpen Gold nach Hause.

Klumpen Gold! Jamie, was hat dein Gold dir genützt? Es hat dich zum Haufe hinausgebracht. Men sagt, Maurer Jameson war recht hart zu dir, fügte der Schmied hinzu.

Er war ein wenig hart, meinte Jamie, er setzte mich außer der Fiechheit an die Luft. Er sagte, das Haus wäre am Einstürzen. Ihr hattet zwanzig Centner Gold bei Euch auf dem Boden, sagte Saunders.

Zwanzig Centner Gold, Saunders! schrie der Schuhmacher entrüstet. Steine, wollest ihr sagen! Nein, nur etwa fünfzehn Centner, und alles Gold! Aber die Decke sentte sich; ich nehm's dem Maurer gar nicht übel.

Bezahlt ihr denn die Miete, Jamie? Miete! Ich habe ihm in den letzten zehn Jahren an jedem Zahltag so viel Gold gegeben, daß man das ganze Dorf übergeben dafür hätte kaufen können. Glaubst du nicht, daß ich von Wohlthätigkeit gelebt habe.

Jamie Will suchte das ganze Land rings umher nach Steinen mit Schwefelkies ab, von dem er überzeugt war, daß es Gold sei. Nichts war imstande, ihn von diesem Wahn abzubringen. Er wanderte Meilen weit auf der Suche nach dem Erz. Jeden Abend begegnete ihm die Einwohner von Glen, wenn er von einem langen Gang nach Hause kam, mit einem Sad voll Steine auf dem Rücken oder auf einem Karren, wenn der Sad zu schwer war. Er hatte die höchsten Vorstellungen von seinem Reichthum. Wenn er nur nach London kommen könnte, so meinte er,

würde er Gelegenheit haben, sein Vermögen zu vererben; da dies aber für ihn außer dem Bereich der Möglichkeit lag, so that er das nächste Beste: er stellte einen großen Stein in den Sad, manderie vom Glen nach Dundee, erhielt dort den Bescheid, daß die Bank nicht einmal Zeit habe, sein Gold anzusehen, und zog anderen Tages, getrieben durch den Schilling, den der Bankier ihm gegeben, mit seiner kostbaren Last wieder heim.

Seine Bekannten quälten ihn auf allerlei Weise. Einige zeigten ihm goldene Ringe — zumeist aus Messing —, die sie aus den Goldklumpen, die er ihnen gebracht, hätten machen lassen. Dann beklagte er sein hartes Geschick, das ihm nicht gestattete, aus den Mengen Gold, die er im Hause hatte, etwas anfertigen zu lassen. Einige dachten, ihn von seiner thörichtesten Idee zu heilen, indem sie ihm je auszureden versuchten; aber anstatt ihn zu kuriren, zeigten sie nur klar ihre eigene Dummheit, so dachte er. Andere lobten seine Goldklumpen und gingen zu seinem großen Kummer damit durch. Denn wenn er mit Befriedigung an den Reichthum dachte, den er besaß, so erinnerte er sich doch gleich darauf voll Betrübniß des großen Haufens, dessen man ihn schon erkaufte hatte. In seinen Augen waren die Bewohner von Glen zumeist Diebe und Räuber; selbst der Schmied hatte nicht allzu rechtschaffen an ihm gehandelt. Sein letzter Kummer war die Lieblosigkeit des Maurers Jameson, der ihn an die Luft gesetzt hatte. Zahlreilang wohnte er in einer Dachkammer und häufte Steine auf Steine auf dem Fußboden auf, bis der Miesher unter ihm mit Schreien bemerkte, daß er sichere Aussicht habe, eines Tages Jamie und sein Gold auf sich herabstürzen zu sehen. Nun wurde das Gold hinausgeworfen, und Jamies Verlust war groß. Die Nachbarn stahlen seine kostbarsten Schätze vor seinen Augen, und als er sich bei der Polizei beklagte, fand er bei ihr noch nicht einmal Unterstüzung. Aber trotz der großen Verluste war sein Reichthum unermeßlich. Jetzt lebte er in einer hölzernen Hütte in der Heide, welche die Nachbarn ihm gebaut hatten. Es war eine kalte Wohnung, wenn der Wind über die Heide blies, um den Zug abzuhalten, baute er Heide und Torf gegen die Ostwand auf; das war gut gegen den Zug, gab aber Anlaß zu neuen Beschwerden in Gestalt von Rheumatis und Rheumatismus.

Na, Jamie, sagte der Schuhmacher rauh, was nützt dir all dein Gold? Angenommen, es wäre Gold, und nicht ein Haufen alter Schutt- und Schiefersteine; was hast du von deinem Reichthum? Frag den Schmied, ob er dir nur sein Pferd geben will für all das Gold.

Was hast du wieder heute Mittag aufgefressen? Ich brachte ein schönes Stück nach Hause. Dabei zog er aus seiner Tasche einen in Papier gewickelten Stein hervor. Dies ist nur eine Probe; ich habe noch einen großen Klumpen davon zu Hause.

Er hütelte die Probe ängstlich mit den Augen, als sie in des Schmieds großes Übergang, denn er hatte kein großes Vertrauen zu ihm.

Du kochtest wohl Suppe davon, Jamie? O nein, Schmied, ihr wißt recht genau, das geht nicht.

Doch! Kocht Steine mit Butter und ihr könnt euch an der Suppe delektiren. Aber ihr hattet wahrscheinlich keine Butter.

Der Krüppel entgegnete nichts. Er war halb verhungert, aber er wußte ja, daß eines Tages der Welt die Augen aufgehen würden, und wer war dann der Reiche!

Hör, Jamie, ich will dir sagen, was du thun sollst. Als ich fort ging, stand der Klopser noch am Feuer; sag meiner Frau, daß ich dich hergeschickte! sagte Willor.

Jamie sah ihn an und lächelte. Er ärgerte und blühte die Umklehenden an. Na, mach daß du hin kommst, ehe der Kofl kalt wird, fügte der Schuhmacher hinzu.

Ich wußte wohl, daß dein Vellein schlimmer ist als dein Weizen, Schuster. Aber ich will hingehen; damit wandle er sich dem Haufe gegenüber zu.

Bist du es, Jamie? fragte die Schusterfrau, als Jamie bei ihr eintrat. Wie geht's dir denn heute, armer Schelm?

Ziemlich gut, Frau. Der Schuster sagte, ich sollt euch mal besuchen. Darum kenn ich einen Augenblick herein.

Das ist freundlich von dir. Während sie sprach, setzte sie den Klopser ans Feuer und Jamie wußte nicht, was er noch sagen sollte. Er war so hungrig.

Vor einer halben Stunde haben wir gegessen; aber wenn ihr einen Augenblick warten wollt, geb ich euch einen Teller heißen Kofl.

Die Schusterfrau kannte seine Lebensweise nur zu gut. Tagelang lebte er ohne Nahrung und war dadurch an so abwechselndes Feiern und Fasten gewöhnt, daß er bei einer Mahlzeit Vordach für drei Tage essen konnte. Sie konnte ihm heute anshelfen, sie hatte für zwei Tage getocht. Nachdem er ordentlich zugelassen, nahm sie wahr, daß er sich nicht der Mühe lohnen würde, den Rest für den anderen Tag aufzubehalten. Mehrere Teller voll nahm er zu seinem eigenen Veranlassen zu sich, und dann er den Rest noch der Wirthin zu Gefallen.

Ich dank euch vielmal, ihr kocht den besten Kofl, sagte er herzlich, Bögern

langte er in seine Westentasche. Sollte er ihr das kostbare Exemplar, das Hunderte werth war, geben?

Die Frau sah es und sagte: Nein Jamie, laß' dich heute; diehst du nicht, daß ich schon mehr davon habe, als ich mein Leben lang brauchen kann? Und sie zeigte auf eine Reihe glühender Steine, die auf einem Brett, dem Tellerbord, aufgestellt waren.

Ja, aber diesen müßt ihr auch noch nehmen; und indem er den Stein auf die Tellerbord legte, fügte er hinzu: Ich dank euch herzlich! Der Wagen hing mit ganz schief, als ich hereinkam. Aber der Kofl hat einen anderen Menschen aus mir gemacht. Dank euch, Frau.

Hört mal, sagte er, indem er sich wieder zu der Gruppe draußen gestellte, die Schusterfrau lacht einen großartigen Kofl! Und sie hat mich so gefüttert, daß ich über Sonnabend genug habe und keinen Hunger verspüren werde. Aber ich muß fort nach dem Berg. Die Sonne kommt schon um die Ecke, und ich mag gern die vergoldete Spitze des Catlaw sehen, ehe der Himmel dunkel wird.

Jamie Will ließ Demokraten und Konservativen hinter sich vom tausendjährigen Reich träumen, das sie von einer neuen Regierung erhofften. Als er sich westwärts auf den Weg machte, sagte der Schuhmacher zum Schmied: Ist's nicht eine Thorheit, Schmied, daß so ein armer Kerl hungert und sich plagt, Steine und Schutt sammelt, weil er glaubt, daß es Gold ist?

Und Niemand kann ihm diesen Glauben nehmen, erwiderte der Schmied.

Der Lahme war glücklich, als er die Chaussee erreichte, zu deren beiden Seiten sich Ginster und Heide und blühende Felder ausbreiteten. Das Lied der Lerche in der Höhe lang nicht fröhlicher, wie das in seiner Brust. Nur einen Augenblick gedachte er der Gefährten, die er soeben verlassen, und bemitleidete sie. Er konnte nicht begreifen, daß sie so thöricht waren, ihre Tage mit schwerer Arbeit zu vergeuden, da sie doch nur zugulanden brauchten, um den Reichthum einzuhelfen und larenweise nach Hause zu schaffen. Aber es gab ja viel Wunderliches in der Welt, und je länger er lebte, je mehr ward es ihm klar, daß er in einer tolen Welt lebte.

Er vergaß die Thorheit seiner Nachbarn, vergaß sogar den Verheerungszug, die weichen Lüfte, das sanfte Grün der Felder und den Duft der Tannen. Er vergaß alle äußern Dinge über dem Glanz einer innern Vision, eines seltsamen, goldenen Traumes. Die beiden großen Bilder, die ihn beschäftigten, waren der Tempel und das neue Jerusalem; die Gesehes-Lade und der Thron, die Schüsseln, Löffel und Dedel, die Leuchter, Ketten und die Gesetze waren von reinem Gold. Der stöckliche Glanz jenes Golbes durchleuchtete seine Phantasie und machte sein Herz beben. Sein Geld würde ebenso sein, wenn es geläutert und geschmolzen wäre. Aber der Glanz des Tempels war nichts im Vergleich zu dem des neuen Jerusalem; hier war ein Meer von Gold; die Stadt war von hellem Gold, und die gutenen Gassen leuchteten wie Kristall.

Er wanderte auf dem Hügel entlang; er tam durch das Grasse-Dorf, ohne sich dessen bewußt zu sein. Sein Geist durchwanderte die goldene Stadt mit den trinkhalligen Gassen. Er sah alles in Gold, eine Pracht ohnegleichen. Das Lächeln eines glücklichen Kindes spielte um seine Lippen. Er erlief den Catlaw, um sich dort niederzusetzen und zu träumen. Hinter ihm lag die Monrimont-Heide mit den schwarzen Tannen. Er sah still und schaute in die Sonne, wie sie im Westen verschwand. Der Himmel erstrahlte in großen Flächen Goldes, die glühten und erloschen und wieder aufglühten. Er sah regungslos und waagte kaum zu athmen. Das Gold war überaus herrlich, hell wie Glas, wie klares Glas! murmelte er. Das Gold wechelte, bewegte sich, verwandelte sich in Purpur und war nur zu schnell hinter dem violettsten Schleier verschwunden, der am westlichen Himmel hing.

Als das helle Gold erloschen war, sprang er von seinem Sitz herunter und sagte zu sich selbst: Das muß wohl ein Strich gewesen sein von der Gasse, die ich heute Abend gesehen. O, ist das herrlich! Und dabei quälten sich die thörichteren Leute im Glen ihr ganzes Leben lang für nichts. Sie sehen nicht das Gold in den Steinen und am Himmel und freiten sich um ihre Politik.

Auf seinem Wege heimwärts sah er immer die weiten Ebenen von Gold, und als er sich in seiner freudlosen Hülte niederlegte, fühlte er sich als einen Bewohner des himmlischen Jerusalem.

Falsch verstanden.

Hausfrau (zu ihrem erst kürzlich eingetretenen Dienstmädchen vom Lande): Reif, mein Mann ist nicht wohl — legen Sie ihm heute Abend eine Flasche ins Bett!

Reif: „Weißwein oder Rothwein?“

Stille Lüge.

(Aus einem Hintertrepproman.) Sein gefeierter Charakter war der Gemüthsfaß, der seine Seele im Großstadtsumpfe rein erhielt.

Von der Schmiede.

Schmiedendirektor: „Ich sag' Ihnen, einen Feldendarrsteller hab' ich jetzt, der kann abendfüllend röcheln!“